

David Lindner

Zum Nachmittagstee bei Albert E.

*oder wie du
deine 1000 Träume
lebst*



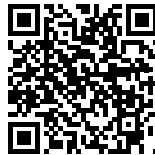
Eine fantastische Erzählung



David Lindner lebt mit Frau und Hund in der Südwestpfalz. *Nachmittagstee* ist sein siebzehntes Buch. David produzierte rund dreißig CDs, spielte über sechshundert Konzerte und Klangreisen. Er präsentierte seine Kunst in zahlreichen Ausstellungen, gründete vier kleine Unternehmen und entwickelte verschiedene Therapie- und Coachingmethoden, die er bisher rund 1500 Menschen lehrte. Er ist Speaker, Lebemann, bekennender »Auf-dem-Sofa-Rumliegen«-Aktivist und: professioneller Traumtänzer.

Die Webseite mit all seinen Aktivitäten:
www.traumzeit.online

Und hier der Direktlink zu einer Spontanlesung des ersten Kapitels auf Youtube:



Dieses Buch wurde für Tausendträumer geschrieben.

Tausendträumer sind Menschen, die unglaublich viele Träume, Wünsche und Interessen haben. Die aber nicht wissen, ob und wie sie all die Dinge, für die sie sich schnell begeistern können, in ihrem Leben umsetzen können.

Wenn du es gewohnt bist, deine Träume und Wünsche zielstrebig und systematisch Wirklichkeit werden zu lassen, dann herzlichen Glückwunsch! Dann hat dieses Buch nicht zu dir gefunden, damit du es liest, sondern damit du es jemandem schenkst, der nicht mit deiner Klarheit und Konzentrationsfähigkeit gesegnet ist.

Zum Nachmittagstee bei Albert E. ist eine Geschichte für Menschen, die sich gerne verzetteln und unter der Fülle ihrer Interessen und Wünsche oftmals ganz wuschig im Kopf werden. Die gerne alles Mögliche anfangen, es aber nicht zu Ende bringen. Die sich für fast alles begeistern können, aber nicht wissen, was davon sie in ihrem Leben umsetzen sollen.

Du liest eine fantastische Erzählung. Die Aussagen und Meinungen der Charaktere in dieser Geschichte spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung des Autors oder Verlages wider. Sie sollen weder deine Sicht der Welt noch dein Lebensmodell infrage stellen oder kritisieren. Handlung und Aussagen dienen nur der Entwicklung der Geschichte und der in ihr enthaltenen Tipps zum Umsetzen von Träumen.

Wenn du mir ein Feedback geben möchtest, ob dich die Geschichte inspiriert hat, deine eigenen Träume Wirklichkeit werden zu lassen, oder wenn du gute Tipps und Anregungen für mich und andere Tausendträumer hast:

schreibe@traumzeit.online

Originalausgabe

Veröffentlicht im Traumzeit-Verlag, Battweiler.

Copyright © Traumzeit-Verlag David Lindner.

Uneingeschränktes Copyright beim Traumzeit-Verlag und David Lindner. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck oder Vervielfältigung, Verbreitung durch Internet, Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art oder digitale Medien, auch wenn nur in Teilen, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages.



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie: Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Lektorat und Korrektorat: Petra Zwerenz, Dr. med. Doris Lindner,

Dieter Neuhäuser, Sascia Saul und Ansgar-Manuel Stein

Layout: David Lindner

Aquarell Seite 224: Milafnia nach einem Entwurf von David Lindner

Foto Seite 223: Christina Pörschmann

ISBN 978-3-933825-80-3 Hardcover

Dieses Buch ist auch als eBook und Hörbuch erhältlich.

ISBN 978-3-96396-014-7 eBook epub

ISBN 978-3-96396-015-4 Hörbuch, gelesen von David Lindner



Ein Traumzeit®-Buch

Die Kapitel dieser Traumreise

Das Versprechen	7
Welches Leben willst du leben?	13
Visionssuche	20
Morgendämmerung	24
Die Einladung	28
Zum Nachmittagstee bei Albert E.	35
Das Herzhören	44
Traumtänzer	49
Das Buch der tausend Träume	53
Traumsammler	60
Anni und die Blödeln	64
Von großen und kleinen Träumen	75
Das Traummuskel-Training	85
Die verloren geglaubten Träume	97
Das Traumtauchen	104
Der innere Kritiker	115
Das Traumdenken	119
Die Traumleiter	132
Wie du den Mount Everest besteigst	138
Wie du tausend Träume lebst	144
Traumhafte Freunde	157
Die eine Sache	162
Das Traumparkhaus	169
Traumreifung	174
Die Traumstunde	178
Traublockierer	186
Der Kreis der Kraft	190
Himbeereis	200
Es gibt keinen Weg. Nur Gehen.	203
Loslassen	208
Alles nur ein Traum?	214
Ein letzter Rat	218
Dankbarkeit	221
Videos & mehr zu diesem Buch	222

Das Versprechen

Das, wonach du dich sehnst, sehnt sich auch nach dir.

Rumi

Unsere Geschichte beginnt an einem der schönsten Strände Europas. Von hier führt sie dich in ein verträumtes, oberhalb einer Meeresbucht gelegenes Haus. Hier gibt es eine herrliche Aussicht, fantastischen Kuchen und eine Bedienungsanleitung, wie du deine Träume Wirklichkeit werden lässt.

Vor bald dreißig Jahren durfte ich an diesem magischen Ort von einem der klügsten Köpfe der Menschheitsgeschichte lernen. Er zeigte mir, wie man ein ganz und gar traumhaftes Leben führt.

Doch wie so viele durch und durch schöne Geschichten beginnt auch diese mit einem traurigen Ereignis. Das ist oft so im Leben: Um etwas Gutes zu erleben, müssen wir zuerst ein Abenteuer bestehen. Und nicht immer ist dieses Abenteuer angenehm. Seien wir ehrlich: Würden wir uns ohne schmerzhaft Erfahrungen überhaupt auf den Weg machen? Unsere Komfortzone verlassen? Würden wir uns ohne Chaos und Krisen nach Ordnung und Harmonie sehnen?

Also will ich dir kurz von den letzten Stunden eines alten Menschen erzählen. Und von dem Versprechen, das ich ihm einst gab.

1991. In einem Altenpflegeheim in Münster. Abteilung Altschwerstpflege. An einem trüben Montagmorgen im September trat ich dort meinen Zivildienst an.

Der Manager des Hauses übergab mich der stationsleitenden Altenpflegerin. »Sie laufen diese Woche erst einmal nur mit und lernen, wie hier alles funktioniert«, erklärte er knapp und verließ die Station.

Kaum war der Manager aus dem Zimmer, verkündete mir meine tatkräftig aussehende Vorgesetzte: »Wir haben zurzeit personelle Engpässe. Aus dem Mitlaufen wird nichts. Du musst sofort voll ran. Ich zeige dir, wo alles ist, was du zu tun hast, und wenn du Fragen hast – wir helfen dir dann schon.«

Bereits vor dreißig Jahren herrschte Pflegenotstand. Auf der Station, auf der ich arbeitete, hatten wir rund dreißig pflegebedürftige Menschen zu betreuen. Viele von ihnen konnten absolut nichts mehr alleine. Sie mussten intensiv beim Essen, auf der Toilette, na ja, eigentlich bei allem betreut werden. Zudem kamen fast nur Menschen auf die Station, die echt krank waren. Binnen eines Monats starben von dreißig Bewohnern sieben. Ein frei werdendes Bett war schon am nächsten Tag wieder belegt. Kurz: Es war mehr oder weniger eine Sterbestation. Das durfte ich aber nicht laut sagen. Ein eigenartiges Tabu, aber da flippeten alle aus. Insbesondere wenn Angehörige kamen. Dann sollte immer alles wirken wie ein Garten Eden für Rentner.

Ich diente seit ungefähr zwei Wochen, als es zu einer Begegnung kam, die mein Leben auf immer verändern sollte. Eine halbe Stunde, die meine Zukunft bestimmte.

Ich begleitete einen alten männlichen Insassen auf die Toilette. Er konnte noch selbst gehen, brauchte aber Hilfe beim Aus- und Anziehen und beim Po-Abputzen. Das klingt krass, ist dann aber doch nicht so krass, wie man denkt. An Po-Abputzen gewöhnte ich mich erstaunlich schnell. An das Sterben nie.

Jedenfalls half ich dem Alten gerade dabei, sich von der Toilettenschüssel zu erheben, um ihn sauber zu machen und seine Unterhose wieder hoch zu bekommen. Das war nicht ganz unkompliziert. Der Mann war ein ähnlicher Riese wie ich. Einem über einhundertneunzig Zentimeter großen Kerl vom Klo aufzuhelfen, ihm den Po abzuputzen und dann die Hosen hochzuziehen – wäre es nicht eine so eigenartig intime Situation gewesen, es hätte etwas grotesk Amüsantes gehabt.

Der Alte hing da also halb auf mir drauf, halb stützte ich ihn, als er plötzlich fragte: »Kommt da noch was?«

Ich lachte kurz auf und rief: »Ich hoffe nicht!«, denn ich dachte natürlich, er meint seinen Stuhlgang – und die Unterhose hatte ich immerhin schon hochgezogen. Doch dann spürte ich ihn zittern. Er wiederholte seine Frage: »Kommt da noch was?«

Mir wurde klar, dass es nicht um seine Verdauung ging. Ich ließ ihn rasch auf den Toilettensitz zurückgleiten, um zu schauen, was das Problem war.

»Das kann doch nicht alles gewesen sein?!«, stammelte der Alte. »Da muss doch noch etwas kommen!« Tränen standen in seinen Augen. Er schaute mich hilfesuchend an. Wiederholte: »Da muss doch noch etwas kommen?! Das kann doch nicht alles gewesen sein ...?!«

In diesem Moment begriff ich. Er meinte sein Leben.

Ich war zwanzig Jahre alt. Ich war einfach nur ehrlich. Sollte ich ihm etwa erzählen, dass sicher noch ein Medikament aus dem Hut gezaubert wird und die Party dann noch einmal so richtig losgeht? Das wäre eine Lüge gewesen. Ich konnte doch keinen sterbenden Menschen belügen. »Hey Mann«, sagte ich sanft, »Sie wissen doch, dass Sie bald sterben werden. Da kommt nichts mehr. Sie müssen Ihren Frieden machen.«

Ich weiß, so offene Worte klingen jetzt für viele heftig geradeaus. Wir Zivis waren kein bisschen für die seelische Betreuung Sterbender ausgebildet. Ich hatte in meinem Leben die Erfahrung gemacht, dass Ehrlichkeit zwar wehtut, aber weiter führt als Lügen. Dieser Mann war geistig fit und über seine Lage im Bilde. Er hatte Krebs im Endstadium und eine Prognose von wenigen Wochen.

»Sie müssen Abschied nehmen. Ihr Leben geht zu Ende«, sagte ich zu ihm.

Er schaute mich traurig an. Dann begann er so richtig zu weinen und wiederholte immerzu seine Frage. Sie war genau genommen eine Erkenntnis: »Das kann doch nicht alles gewesen sein!«

Was sollte ich tun? Ich nahm ihn in die Arme so gut es ging, da auf dem Klo. Ich hatte das Gefühl, wir fielen in einen dunklen, bodenlosen Abgrund der totalen Verzweiflung.

Doch! Das war es jetzt. Sein Leben war sehr bald vorbei. Ich spürte seinen Schmerz, seine Trauer und seine Verzweiflung. Ich hielt den riesigen alten Mann, der mit heruntergelassener Hose auf dem Klo saß, in den Armen und weinte mit ihm.

Plötzlich ging die mit einer Zeitschaltuhr gesteuerte Toilettenbeleuchtung aus. Ich konnte den Alten in diesem Augenblick nicht einfach loslassen. Also saßen wir zwei großen Kerle in der Dunkelheit der Altenheimtoilette und heulten.

Irgendwann fand er zu sich und begann im Dunkeln zu erzählen. Dass er sein ganzes Leben lang immer nur getan habe, was von ihm erwartet wurde. Oder was er dachte, was von ihm erwartet wurde. Immer habe er seine Wünsche und Träume auf die lange Bank geschoben. Immer darauf

geachtet, was die anderen wohl von ihm denken könnten. Dann sagte der Alte einen Satz, der mich zutiefst erschütterte: »Ich habe mein Leben verschwendet.« Im nächsten Augenblick heulte er auf wie ein waidwundes Tier.

Der Mann war über neunzig Jahre alt. Natürlich hatte ich Mitleid und fühlte seinen Schmerz. Aber gleichzeitig spürte ich so eine Wut in mir. Ich hatte in meinem Leben schon drei Menschen verloren. Freunde und Verwandte. Achtzehn, zweiundvierzig und sechsundfünfzig Jahre alt. Der Alte in meinen Armen hatte so viele Jahre mehr geschenkt bekommen als sie und sagte jetzt: »Ich habe sie verschwendet!«

Ich dachte insgeheim: ›Wie kann er nur? Wie kann er so ein Geschenk nur verschwendet haben?‹ Ich meine, ich hatte zu der Zeit mit Religion nichts im Sinn. Trotzdem kam mir so ein inneres Bild: Das ist Blasphemie. Gott, das Universum oder der abgefahrendste Zufall aller Zeiten macht uns das größte denkbare Geschenk: unser Leben. So etwas darf man doch nicht verschwenden!

Irgendwann ging das Licht an und eine der Pflegerinnen schaute in das Bad. »Was treibt ihr denn hier?«, fragte sie erstaunt, als sie uns in Umarmung auf und vor der Toilette erblickte. Ich wedelte beschwichtigend mit der Hand: »Alles gut! Alles gut!« Sie sollte die Intimität dieses Augenblicks nicht stören. Und wie diese wundervollen, starken und empathischen Menschen in der Pflege so sind, verstand sie sofort und ließ uns mit den Worten »Ruf, wenn du Hilfe brauchst« alleine.

Eine knappe halbe Stunde später hatte ich den Alten ins Bett gebracht. Als ich sein Zimmer verlassen wollte, griff er nach meiner Hand und zog mich zu sich heran. »Du musst mir eins versprechen«, sagte er mit eindringlich flüsternder

Stimme. »Versprich mir, dass du dein Leben nicht so verschwendest, wie ich es getan habe. Folge deinem Herzen. Denk nicht so oft darüber nach, was die anderen von deinen Träumen halten. Sei mutig. Versprichst du mir das?«

Ich umschloss seine Hand mit meinen Händen und schaute ihn ernst an. Dann machte ich etwas, was ich wenige Wochen später bereuen sollte. Was aber letztlich zu dem Leben führte, das ich bis heute gelebt habe. Ich sagte zu ihm: »Ich verspreche es Ihnen. Sie können beruhigt sterben. Ich werde sogar zwei Leben leben. Eines für mich und eines für Sie.«

Und dann weinten wir wieder beide. Doch dieses Mal waren es keine Tränen der Verzweiflung, Verwirrung und Trauer. Es waren Tränen der Hoffnung, des Mutes und der Liebe.

Ich habe nie wieder mit dem Alten über das Thema sprechen können. Am Morgen darauf hatte er seine Klarheit verloren. Er erkannte niemanden mehr. Zwei Wochen später war der alte Mann tot.

Und mir dämmerte, dass ich einen spirituellen Vertrag abgeschlossen hatte. Ohne die geringste Ahnung, wie ich ihn einlösen sollte.

Welches Leben willst du leben?

**Man wird nicht erleuchtet, indem man
sich Lichtfiguren vorstellt, sondern indem man
sich der Dunkelheit bewusst wird.**

Carl Gustav Jung

In den nächsten drei Wochen fragten mich zwei weitere echt alte, sterbende Menschen danach, ob das Leben noch etwas für sie bereithalte. Geschockt darüber, dass es hier und bald enden würde, suchten sie Rat. Bei mir! Andere achtzig- und neunzigjährige Bewohner beschwerten sich über den unglücklichen Verlauf ihres Lebens und bettelten um eine Erlösung. Als wäre ich eine Art Jesus. Ich fragte mich, ob das normal war, wenn ein Leben so endete – unglücklich, verwirrt, wütend, nörgelnd?

Jeden Tag mehr hatte ich auf dieser Sterbestation das Gefühl, viele dieser Alten hätten es verpasst, Gott früh genug um Rat zu bitten. Sie hatten erst begonnen, über den Sinn ihres Lebens nachzudenken, als der Sensemann ihnen die Notiz ‚Abholung demnächst, bitte bereithalten‘ an die Nachttischlampe geklebt hatte. Also zu spät. Viel zu spät. Was hatten die denn ihr Leben lang gedacht? Dass sie einhundertzwanzig Jahre alt werden würden, und die Post mit neunzig erst so richtig abgeht?

Die Verzweiflung und Verbitterung der Sterbenden überforderte mich damals total. Nicht erst seit meinem Versprechen an den alten Mann war ich verwirrt. Die Begegnungen in der Sterbeabteilung waren nur die Tropfen, die das Fass meiner Verwirrung zum Überlaufen brachten.

Damals wusste ich noch nicht, was ich bin. Ich gehörte damals – wie Millionen anderer Menschen – zur Spezies der Tausendträumer.

Tausendträumer sind Menschen, die unglaublich viele Interessen im Leben haben. Menschen, denen es schwerfällt, sich auf einen Beruf, ein Hobby oder Interesse festzulegen. Männer und Frauen, die ein Herz voller Träume, Wünsche, Ideen und Projekte haben. Manche Tausendträumer interessieren sich für absolut alles. Das Problem ist: In einer Welt, die das Expertentum fördert und fordert, fühlen sich Tausendträumer oftmals, als wären sie irgendwie sonderlich.

Typisch für Tausendträumer ist, dass sie sich schnell für ein neues Wissensgebiet, ein Thema, ein kreatives Projekt begeistern können. Doch nach einer gewissen Zeit erlahmt ihr Interesse und sie sind gelangweilt.

Dabei gibt es verschiedene Typen von Tausendträu-
mern. Manche werden in einem Fachgebiet richtig gut. Sie beginnen erfolgreich eine Karriere und nach fünf oder zehn Jahren haben sie plötzlich Lust auf etwas völlig anderes. Dann hören sie einfach mit dem Alten auf. Zum Entsetzen ihrer Familie, ihrer Freunde und Kolleginnen. Die halten die Tausendträumer für plemplem.

Anderen Tausendträu-
mern genügt es völlig, in ein Wissensgebiet kurz hineinzuschnuppern. Sobald ihre Neugier befriedigt ist, machen sie sich auf die Suche nach einer neuen Inspiration.

Für Menschen, die ihr Leben lang im Wesentlichen einem Beruf nachgehen und die über ein oder zwei Hobbys hinaus keine weiteren Interessen haben, wirken Tausendträumer nicht selten wie totale Wirrköpfe. Träumer ist für sie eine Bezeichnung für Menschen, denen es an Bodenhaftung, an Realitätssinn fehlt. Und leider, leider über-

nehmen viele noch nicht erwachte Tausendträumer diese dumme Idee. Denn sie ist das dominierende Glaubenssystem unserer Gesellschaft und unseres Bildungswesens: Expertentum als Maß der Dinge. Wenn Tausendträumer in diese Glaubensfalle tapen, beginnt für viele eine lebenslange Odyssee selbstzermürender Zweifel. Ihr Glaube, irgendetwas stimme mit ihnen und ihren Sehnsüchten nicht, kann ihr Leben nachhaltig und oft destruktiv prägen.

Dabei sind Tausendträumer oft Menschen mit außergewöhnlichen Potenzialen, Begabungen und Stärken. Doch um diese zu entfalten, müssen sie erwachen. Sie müssen erkennen, dass sie nicht falsch ticken. Sie müssen lernen, ihre wahre Natur zu leben. Wenn sie das tun – Erwachen und in ihr Potenzial kommen – dann werden sie zu Traumtänzern.

Von diesem Erwachen und davon, wie du ein Traumtänzer wirst, handelt diese Geschichte. Damals hatte ich allerdings noch keine Ahnung, was Tausendträumer und Traumtänzer sind. Ich hegte nur den Verdacht, womöglich nicht alle Tassen im Schrank zu haben. Heute weiß ich es besser. Vielen Menschen geht es so oder so ähnlich wie mir. Deshalb erzähle ich diese Geschichte. Damit du dir bewusst wirst, dass es noch andere so Verrückte wie dich gibt. Tatsächlich sind wir Legion.

Wie sollte ich herausfinden, was ich wirklich will? Bei all den Träumen, die ich hatte? Woher sollte ich wissen, welchen davon ich umsetzen sollte? Alle konnte ich ja nicht realisieren. So dachte ich damals jedenfalls. Was wusste ich schon vom Leben? Wie konnte ich mich entscheiden, was ich machen sollte? Wenn ich einen Weg wählte, konnte es der falsche Weg sein. Und zack! war mein Leben vorbei und ich saß im Sterbeheim. Das war, als müsste ich sagen,

wie ich es am liebsten beim Sex habe. Ohne je Sex gehabt zu haben.

Ich beneidete meine Schulkollegen: Christian wollte Bahnbeamter werden. Thomas zur Bank gehen. Susanne Medizin studieren. Simone Sozialarbeiterin werden. Ralf wollte in das Unternehmen seines Vaters einsteigen und Iris eine Ausbildung zur Goldschmiedin machen. Die wussten, was sie wollten. Die steuerten geradewegs auf genau dieses Ziel zu. Ich fand hundert Studienfächer spannend. Ich fand zweihundert Ausbildungen interessant. Doch zu nichts fühlte ich mich richtig stark hingezogen. Nach dem Motto: Das will ich lernen und mein Leben lang machen!

Wenn ich meine Wahl traf, dann sagte ich doch ›Nein!‹ zu allem anderen. Schon vor meiner Begegnung auf der Toilette kam es mir vor, als hätte Gott mich an ein Buffet mit tausend Speisen gesetzt und gesagt: »Du darfst die Erdbeermarmelade essen. Sonntags auch mal ein gekochtes Ei. Die anderen 998 Speisen – Finger weg!«

Zudem war es so: Was ich auch anfang, ich schaffte es selten, irgendetwas zu Ende zu führen. Wenn ich eine neue Idee, ein neues Projekt hatte, war ich gleich Feuer und Flamme. Doch genauso schnell, wie ich dachte ›Das ist es! Das will ich mein Leben lang machen!‹, kam die nächste schönste Sache der Welt um die Ecke. Die wollte ich auch machen.

Schnell hatte ich in meiner Familie und bei Freunden den Ruf weg, ein ›Hansdampf-in-allen-Gassen‹ zu sein. »Du willst auf vielen Hochzeiten tanzen«, sagten sie. Das müsse ja scheitern. Alles anfangen, aber dann nichts zu Ende bringen. Völlig begeistert für alles Neue sein. Doch nach einiger Zeit – da war ich eben begeistert für das nächste Neue.

Gleichzeitig brannten in mir Fragen wie: Wieso denken und fühlen wir Menschen, wie wir denken und fühlen? Wie können wir glücklichere Beziehungen miteinander führen, als es viele tun? Mit einem Partner, mit Kollegen, mit anderen Ländern? Wieso hören wir nicht endlich auf, uns gegenseitig das Leben so schwer zu machen?

Ich fand es nicht haltbar, dass Kinder an Hunger sterben. Oder wegen Krankheiten, die eigentlich heilbar sind. Wir roden Regenwälder, um Futter für Rindviecher dort anzubauen. Wir tilgen alle paar Minuten eine Spezies unwiderruflich vom Angesicht der Erde. Werfen Giftmüllfässer ins Meer. Was sollte der Scheiß? Da fühlte sich die Frage, welchen verfluchten Beruf ich lernen wollte, so maximal unwichtig an. Uns drohte die Auslöschung durch einen Atomkrieg oder den Ökokollaps. Das waren wichtige Probleme.

Ich suchte nach der Antwort auf die Frage, was ein gutes Leben ist. Ein Leben, bei dem ich in jedem Augenblick dem Tod begegnen konnte. Ohne Angst zu haben, die letzten Wochen, Monate oder Jahre etwas getan zu haben, was mich nicht zu hundert Prozent erfüllte.

Außerdem fragte ich mich, wie man es hinbekommt, sowohl ein glückliches Leben zu leben als auch gleichzeitig einen Beitrag zu leisten, um die Erde zu schützen und die Menschheit weiterzubringen. Mir lag wirklich an der Natur und den Tieren. An diesem riesigen, zarten, blauen Wesen im All: Gaia, unsere Mutter Erde.

Und an der Menschheit. Was haben wir in der Kunst, der Literatur und den Wissenschaften an Schönheit hervorgebracht! Wir haben so ein ungeheures Potenzial, die Welt in einen Hort des Lichtes zu verwandeln. Die damals dominierende Erzählung von einer im tiefen Kern bösen Menschheit wollte ich einfach nicht glauben.

Auch beobachtete ich die Welt der Erwachsenen. Mir war klar: Wer einmal im Hamsterrad drin war, der hatte wirklich große Probleme, wieder auszusteigen. Je länger drin, desto schwieriger. Und je länger drin, desto weniger Sinn für die Menschheit. Die Welt schrumpfte für viele mit jedem Jahr im Hamsterrad, bis sie schließlich nur noch das Rad sahen und es für die Welt hielten.

Zwischen all diesen Gedanken, die ich mir als junger Mann machte, kam eben die Zeit im Altenheim mit ihren traurigen Begegnungen. Und mein Versprechen. Ich hatte einen spirituellen Pakt geschlossen. Ich war nun verpflichtet, ein ganz und gar außergewöhnliches Leben zu führen. Zwei, genau genommen.

Also begann ich gleich mehrere Studiengänge an der Universität. Die machten auch Spaß. Ungefähr zwei krass fleißige Semester lang. Dann kamen wieder Zweifel. Wohin führte das Studium? Doch auch nur in irgendeine Art von Hamsterrad. Spiegeln diese Fächer meine Berufung? Kann ich mit dem Erlernten dazu beitragen, die Welt zu verbessern?

Außerdem: Je mehr ich lernte, desto mehr Möglichkeiten des Lebens offenbarten sich mir. Und schon waren sie wieder da, diese Fragen: ›Treffe ich hier die richtige Wahl? Und was mache ich mit den tausend anderen Träumen, die ich habe? Welches Leben will ich leben?‹

In diesen verwirrten Tagen schlurfte ich mit einer Flasche Rotwein in der Hand am Zeitschriftenregal eines Supermarktes vorbei. Mein Blick glitt über die Titelflut. Und blieb an einem Coverfoto hängen. Ich sah das Bild einer Burg oberhalb eines weiten Strandes.

Wie von einem Magneten angezogen steuerte ich das Regal an. Ich nahm die Zeitschrift in die Hände und blät-

terte darin. Die Burg befand sich in Nordengland und hieß Bamburgh Castle. Ich kaufte das Magazin.

In den nächsten drei Tagen schaute ich mir immer wieder das Bild auf dem Cover an. Mehrfach las ich den dazugehörigen Reisebericht über Nordengland. Traumhafte Orte, Wasserfälle, Seen, das Meer mit langen Stränden, Burgen und schönen Gärten.

Immer wieder starrte ich auf das Coverbild. Ich hatte das Gefühl, irgendetwas ziehe mich in dieses Bild hinein. Dort wollte ich irgendwann einmal hin!

Irgendwann einmal. Die Standardformel unzähliger Menschen, bis sie den Zettel mit dem Abholbescheid von Gevatter Tod an ihrer Nachttischlampe entdecken.

Vielleicht kennst du das: Wenn es nicht gut läuft, läuft es oft in Serie nicht gut. Zwei Wochen später endete die Beziehung mit meiner Freundin, mit der ich fünf Jahre zusammen gewesen war. Das hatte gerade noch gefehlt. Obwohl wir uns liebten, spürten wir beide: Unsere Lebenswege drängten in verschiedene Richtungen. Und so trennten wir uns in Frieden. Ein ordentlicher Streit wäre mir fast lieber gewesen. Dann hätte ich mich ärgern können. So tat es einfach nur weh.

Heute weiß ich: Mit den guten Ereignissen verhält es sich genauso wie mit den üblen. Sie treten in Serie auf. Doch damals dachte ich, das Leben sei einfach zu anstrengend. So gemein. So unfair. So verflucht kompliziert. Ich lag weinend auf dem Bett. Okay, nein, ich heulte Rotz und Wasser. Ich war verzweifelt.

Visionsuche

**Etwas zu wagen bedeutet,
vorübergehend den Halt zu verlieren.
Nichts zu wagen bedeutet, sich selbst zu verlieren.**

Søren Kierkegaard

Irgendwann fiel mein verheulter Blick auf besagtes Zeitschriftencover mit dem Bamburgh Castle. Da traf es mich wie ein Blitz. Ich hatte das Gefühl, dieser Strand rief mich. So als würden Burg und Strand durch das Bild zu mir sprechen: Komm hierher und du wirst die Antworten auf deine Fragen finden.

Eine Seite in mir murrte sofort: Das ist absurd! Was soll dich da erwarten? Eine tolle Burg, ein schöner Strand. Sonst nichts! Eine andere Stimme in mir wusste: Du bringst es hier eh zu nichts. Das kannst du auch an einem schönen Strand: zusehen, wie dein Leben scheitert.

Fast vier Jahre nach meinem Versprechen an den sterbenden Alten entschied ich mich. Ich würde aussteigen, bevor ich so richtig in eines der vielen Hamsterräder geriet. Ich wollte erst weitermachen, wenn ich herausgefunden hatte, wie ich glücklich lebe und glücklich sterbe. Ohne diese Antwort machte alles andere keinen Sinn.

Entweder ich fände heraus, wie ich meine Träume leben kann oder ... keine Ahnung was »oder«. Ich wusste nur, das Spiel mitzuspielen, wie alle anderen es taten, kam für mich nicht infrage. Ich wollte nicht in den Sog des Rades geraten und wertvolle Lebenszeit verschwenden – darauf hoffend, das Leben würde schon alles passend anliefern. Da würde ich irgendwann sterbend auf einer Toilette sitzen

und einen Jüngling fragen: »Wie konnte das alles nur so schief laufen?«

Nur zehn Tage später lenkte ich mein altes Auto auf einen Parkplatz oberhalb der kleinen Ortschaft Bamburgh in Nordengland. Ich hatte mitten im Semester mein Studium abgebrochen, mein letztes Geld zusammengekratzt und mich auf den Weg gemacht. Mein rostiger Kombi war schnell mit Isomatte, Schlafsack, ein paar Klamotten und Wasserflaschen befüllt. Dann war ich zur Fähre nach Calais gefahren, hatte den Ärmelkanal überquert, um schließlich durch ganz England in Richtung schottischer Grenze zu fahren.

Mein Blick wanderte über sich im Wind wiegendes Schilfgras, einige Felsen, einen goldenen Strand mit weitem Meer dahinter. Zu meiner Rechten die womöglich schönste Burg in Nordengland: Bamburgh Castle.

Ein märchenhaftes Szenario. Die Festung war schlicht prächtig. Der Strand in jede Richtung vier Kilometer lang. Es duftete nach Meer, nach Sand, nach Wind und Hoffnung. Irgendwie.

Das hier war meine Vision Quest.

Meine Visionssuche. Ich wollte einfach hier am Strand unterhalb der Burg ausharren und fasten. Irgendwann, so war mein Plan, würde ich sicher eine Vision bekommen. Eine göttliche Eingebung, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Einen kreativen Superflash, nach dem ich wusste, was ich tun sollte.

Ich trank nur Wasser. Badete in der Morgendämmerung in der kalten Nordsee. Bei Regen schlief ich hinten im Kombi. War die Nacht klar, schlief ich in den Dünen. Ich wanderte den langen Sandstrand auf und ab. Manch-

mal nachts. Ich starrte auf das Wasser. Schaute zu, wie sich der Strand am Morgen mit Menschen füllte und nach dem Sonnenuntergang wieder leerte.

Doch eine Vision kam nicht. Was allerdings kam, war der Hunger. Was kam, war Sehnsucht nach Wärme. Mitte Mai an der Nordsee in Nordengland, kurz vor der schottischen Grenze. Gemütlich war anders.

Alles, was ich fand, waren Wind, Regen, Sand, Kälte, Einsamkeit und Hunger. Keine Visionen. Überhaupt nichts, was auch nur annähernd daran erinnerte. Ich hatte eher das Gefühl, dass ich immer wirrer im Kopf wurde statt klarer. Dabei hieß es doch, Visionssuchen führen in die Klarheit. Fasten führe in die Klarheit. Bei mir stellte sich nur ein Brei aus kreisenden Gedanken ein.

Wo blieb diese verflixte Erleuchtung?

Einer der ersten Spaziergänger, der jeden Morgen an den Strand kam, war ein alter, unrasierter Kauz mit wuscheligen Haaren. Er trug stets Gummistiefel und eine Wachsjacke. Der Alte parkte seinen Landrover neben meinem Kombi und ging mit seinem Hund am Strand spazieren. Ich widmete ihm keine besondere Aufmerksamkeit. Mir fiel nur auf: Der kam jeden Morgen vor Sonnenaufgang. Irgendwann bemerkte ich für einen Augenblick amüsiert, dass er dem berühmten Physiker Albert Einstein ähnlich sah. So von ferne jedenfalls.

Der Typ grüßte mich jeden Morgen freundlich, wenn er zum Strand hinunter ging, und verabschiedete sich mit »Have a nice day!«, wenn er eine Stunde später zurückkehrte. Sehr angenehm – diese Engländer. Keiner störte mich bei meiner Visionssuche.

Doch die einzigen Visionen, die ich hatte, waren Alpträume vom Meer, wie es mich verschlang. Oder von Be-

suchen im Supermarkt, bei denen ich mir den Bauch vollstopfte, aber nicht satt wurde. Sonst nichts.

Nix bekam ich gebacken.

Ich war sogar zu blöd, um eine Vision zu bekommen.

Meine Laune wurde immer übler. Ich war unfähig herauszufinden, was ich wirklich wollte im Leben. Mich für einen meiner tausend Träume zu entscheiden und meinen Weg zu gehen.

Nach zwölf Tagen Fasten, Kälte und Auf-das-Meer-Starren hätte mir auch eine ordentliche kreative Eingebung genügt. Musste ja nicht gleich ein Engel sein, der herabschwebte und mir meine Berufung offenbarte. Doch nichts passierte.

Nothing. Niente. Nada. Nüsch. Gar nix.

Bis zur Morgendämmerung des dreizehnten Tages.

Morgendämmerung

**Wer nicht weiß, wohin er will, der muss sich nicht
wundern, wenn er ganz woanders ankommt.**

Mark Twain

Ich wachte in meinem Schlafsack auf, weil ich im Gesicht nass wurde. Ich hatte mich am Abend zuvor zum Schlafen unten an den Strand gelegt. Um dem Meer näher zu sein. Daher dachte ich im ersten Moment panisch, das Wasser sei bis zu mir gestiegen und drohe mich zu verschlingen. Doch die Feuchtigkeit war warm und roch nach ... irgendwie übel. Das konnte nicht die Nordsee sein.

Dann realisierte ich, dass mein Gesicht gerade von einem Hund abgeleckt wurde. Ich versuchte meinen Kopf wegzudrehen, doch das Fellknäuel ließ nicht locker. Er begrüßte mich wild wedelnd, als wäre ich sein bester Kumpel. Das war feucht eklig. Andererseits kitzelte es lustig und seine Freundlichkeit tat gut. Irgendwie konnte ich dem Vieh nicht böse sein und hatte sofort bessere Laune.

Schnell befreite ich meine Arme aus dem Schlafsack, um den ungestümen Wuff wegzuschieben. Da erkannte ich ihn: Das war die Promenadenmischung von dem alten Kauz, der hier jeden Morgen spazieren ging. Wo war denn sein Herrchen?

Als ich mich umdrehte, um den Strand in die andere Richtung zu überblicken, sah ich zwei Gummistiefel direkt vor mir aufragen. Ich blickte nach oben. Da stand der Typ. Er hielt zwei metallene Isolierbecher in der Hand und blickte zu mir herab, während sein Hund den Kopf in meine Seite drückte, weil er gestreichelt werden wollte.

»Ich dachte mir, ich trinke mal einen Tee mit dem jungen Mann auf der Suche«, sagte der Alte und stellte die Becher neben mir ab. Bevor ich etwas sagen konnte, hatte er eine kleine Sitzmatte aus seinem Rucksack gekramt und sich neben mir in den Sand gesetzt. Dann holte er eine Thermoskanne hervor.

Auf der Suche? Woher wusste der Typ, was ich hier vorhatte? Verduzt blickte ich ihn an. Doch was mich jetzt noch mehr überraschte als seine Begrüßung: Der Kauz sah tatsächlich genau wie Albert Einstein aus. Albert Einstein mit Vollbart. Wie der berühmte Physiker, der mit $E = mc^2$. Eines der größten Genies der Menschheitsgeschichte.

Ich war völlig baff, während ich ihn anstarrte und mit meinen Händen den Hund durchknuddelte. Der hatte sich inzwischen neben mir in den Sand geworfen und alle viere in die Luft gestreckt. Alles, was mir über die Lippen kam, war ein zugegeben bescheidenes »Ääh?«. Na ja, ich hatte seit zwölf Tagen gefastet, was erwartet man da?!

»English Breakfast Tea«, sagte der Typ und goss beide Becher aus seiner Thermoskanne voll. Es roch köstlich. Doch ich hatte mir vorgenommen, zu fasten und zu meditieren, bis mir eine Vision kam. Das war mein Plan und ich hatte ihn zwölf Tage lang durchgezogen.

»Schon manche großartigen Erkenntnisse werden auf den Genuss dieses Tees zurückgeführt«, lächelte mich dieses – ich konnte nicht mit dem Starren aufhören – dieses Albert-Einstein-Double an. »Ich dachte, das tut dir mal ganz gut, etwas Warmes. Ist ja jetzt nicht so gemütlich hier zu dieser Jahreszeit. Zwölf Tage ist beachtlich.«

Ich fühlte mich überrumpelt. Auf eine liebevoll-freundliche Art. Ich dachte nur: Der Hund tut gut. Der Tee riecht gut. Der Typ sieht aus wie Einstein und scheint echt nett zu sein. Zum Teufel mit dem Plan. Eine warme Tasse Tee

nach zwölf Tagen Nordseestrandfasten erschien mir wie ein Gruß des Himmels. »Danke«, sagte ich und umschloss den warmen Becher mit beiden Händen.

Oh Gott, war das ein schönes Gefühl. Der erste Schluck fühlte sich an, als würde ich goldenen Nektar trinken. In meinem Kopf gingen gleich drei Dutzend Lichter an. »Das ist sehr freundlich, Herr ...«, sagte ich über den Rand des Bechers hinweg und blickte den Alten fragend an.

»Oh, ich habe mich nicht vorgestellt. Gestatten: Albertí. Ich wohne ein Stück weiter oben an der Küste und komme jeden Morgen zum Spazieren mit Prinz Charles hierher.«

Ich verschluckte mich und spuckte Tee. Der Hund hieß »Prinz Charles« und der Typ Albertí, was englisch ausgesprochen ungefähr wie Ohlbörtí klingt. ›Sicher ein Italiener‹, dachte ich bei dem Namen. Viele Italiener sind einst als Gastarbeiter nach England gekommen – und geblieben.

Ich streckte ihm meine Hand entgegen: »Nett, Sie kennen zu lernen, Mister Albertí.« Er erwiderte meinen Händedruck. Der Typ sah wirklich freundlich aus. Klar, er musste Italiener sein. Aber der Tee war englisch.

Mister Albertí nippte an seiner Tasse und schaute hinaus auf das Meer. Mann, das war echt krass verrückt, diese Ähnlichkeit. Ich schüttelte belustigt meinen Kopf. Da saß ich mit einem Einstein-Double am Strand unterhalb des Bamburgh Castle und trank köstlichen Englisch-Breakfast-Tea. Die Morgensonne kündigte am Horizont in Rosa-rot von ihrem Kommen. Möwen keckerten schlaftrunken. Wenige Meter vor uns flitzte eine kleine Krabbe über den Strand und buddelte sich dann im Sand ein.

›Und was ist mit deiner Visionssuche?‹, nörgelte der ewige Kritiker in mir. Doch eine andere Stimme freute sich über die Gesellschaft, den Tee und den Sonnenaufgang. Endlich mal etwas anderes. Erstaunt stellte ich fest, dass

ich nicht nur Hunger nach Essen hatte. In mir war auch eine Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft.

Tja.

Wenn der Schüler bereit ist,
wird der Meister erscheinen.

Die Einladung

›Normal‹ ist eine Einstellung an der Waschmaschine.

Harley Quinn in: ›Suicide Squad‹

»Und? Wie läuft deine Visionssuche so?«, fragte Herr Albertí, ohne den Blick vom Meer abzuwenden. Da war es schon wieder. Ich hatte mich nicht verhört. Woher wusste der alte Kauz, was ich hier machte?

»Meine Frage muss dir nicht unangenehm sein. Ich mache das regelmäßig.«

»Was machen Sie regelmäßig?«

»Auf Visionssuche gehen. Ich nenne es aber lieber Traumsammeln. Und ich faste nicht dabei. Fasten hat bei mir keine Wirkung. Ich gehe stattdessen in schöne Hotels mit guter Küche. Bei gutem Essen und Trinken kommen mir die besten Ideen.«

›Was für ein Spinner!«, ging mir so durch den Kopf, während ich »Ach was?!« sagte. Bei Visionssuchen muss man doch den Geist befreien von den Ablenkungen der Verdauung und den Reizen des Angenehmen. Das waren die Regeln.

»Wenn ich faste, denke ich ab dem dritten Tag an nichts anderes als an Essen. Habe es mehrfach probiert.«

Na ja, da hatte er recht. Das war bei mir genauso.

Herr Albertí kicherte. »Wir lieben natürlich die Vorstellung, dass Selbstkasteiung und Askese zu höherer Erkenntnis führen.«

Der Alte war lustig! Auch ich musste vergnügt glucksen. Ach, was tat das gut! Der Typ war ganz schön frech. Andererseits hatte er irgendwie recht: Disziplin und Regeln,

wir Deutschsprachigen lieben sie über alles und wollen nur ungerne Verständnis für Menschen aufbringen, die unsere Leidenschaft nicht teilen.

»Pustekuchen!«, rief Albertí vergnügt: »Bei mir wirken Fünf-Gänge-Menüs, schottischer Single Malt, englisches Alé, Kaminfeuer und laaaange Spaziergänge.« Wieder lachte er. Ganz offensichtlich schien er sich über seine eigenen Worte zu amüsieren. Charles stimmte ihm mit Schwanzwedeln und einem knappen Wau! zu.

Dann hielt der Alte inne und schaute mich an. »Selbstverständlich respektiere ich deinen Mut und dein Durchhaltevermögen. Zwölf Tage! Und im Meer baden. Du scheinst einen starken Willen zu haben.« Er blickte mir offen ins Gesicht. Jetzt fühlte ich mich respektiert. Ehe ich etwas sagen konnte, hob er seine Thermoskanne: »Noch einen Becher Breakfast Tea?«

»Der Visionssucher sagt vielen Dank.« Ich hielt ich ihm ohne Zögern den Becher hin. Der Tee tat gut. »Sind Sie denn erfolgreich bei Ihren Visionssuchen in den Hotels?« Das interessierte mich.

»Oh, ja, ich bringe immer so ein, zwei Dutzend mit nach Hause. Dann schaue ich, welche davon ich umsetzen will und kann.«

Ich dachte: »Jetzt nimmt er mich auf den Arm. Das ist nicht nett.«

»Ein, zwei Dutzend Visionen? Sie wollen mich auf den Arm nehmen!«

Er blickte mich ernst an: »So etwas würde mir nie in den Sinn kommen. Ich nenne sie allerdings nicht Visionen. Ich nenne sie Träume.«

»Ach so – ja. Träume habe ich leider auch Tausende. Deswegen bin ich ja hier. Ich kann mich nicht entscheiden. Ich finde einfach keine Linie für mein Leben. Ich meine,

was ich wirklich machen soll. Ich habe so viele Ideen, so viele Träume und Wünsche.«

Ich hielt inne. Warum erzählte ich einem wildfremden Kerl so etwas? »Entschuldigung, das ist wirklich nicht ...«

»Aber doch, ist es!«, unterbrach mich Albertí. »Du interessierst dich für unglaublich viele Dinge, richtig!? Womöglich für so ziemlich alles, richtig!? Findest absolut alles im Leben interessant und spannend ...« Hier ließ er den Satz offen und sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»... richtig!«, ergänzte ich. »Woher wissen Sie das?«

Ohne zu antworten, fuhr er fort: »Du fängst gerne und mit voller Begeisterung etwas Neues an. Nach einer Weile aber interessierst du dich für etwas anderes ...«

Jetzt unterbrach ich ihn staunend: »... weil ich im Geiste schon beim nächsten Thema bin ... richtig!« Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Wer sind Sie?«, fragte ich den Herrn Albertí. »Woher wissen Sie, was in meinem Leben vor sich geht?«

»Du wünschst dir nichts sehnlicher, als eine Eingebung zu haben. Um die eine Sache herauszufinden, die du machen sollst. Das ist deine Visionsssuche.«

Ich war nur noch von den Socken. War der Typ Psychologe, ein Medium oder so was? Ich starrte ihn mit offenem Mund an und schüttelte noch einmal den Kopf.

»Dann mal eine Frage, junger Visionsssucher: Stell dir einmal vor, du findest diese eine Sache. Du würdest eine Sache finden und dein Leben lang, die nächsten fünfzig Jahre, nichts anderes machen. Wie fühlt sich diese Vorstellung an?«

Bamm!!!

Ich saß da wie erstarrt und glotzte den wuschelhaarigen Kauz an. Die Vorstellung fühlte sich einfach nur schrecklich an. Mein Leben lang nur eine Sache machen? Mir wur-

de fast ein bisschen übel von dieser Idee. »Das wäre wie nicht leben zu dürfen«, sagte ich sehr langsam. Es wurde mir erst in den Sekunden klar, als ich es aussprach. Was für eine widersinnige Vorstellung: Mein ganzes Leben nur einen Beruf? Ein Interesse? Der absolute Horror. Gefängnis! Das war in diesem Augenblick eine Art Erkenntnis-Flash für mich.

Nur wenige Sekunden später begann das Teufelchen in meinen Kopf zu flüstern: ›Du musst einen Beruf lernen und ausüben. Von irgendetwas musst du ja leben.‹

»Von irgendetwas muss man leben, das stimmt«, nickte Albertí. Dann blitzen seine Augen. »Und wer behauptet, es müsse für die nächsten fünfzig Jahre ein und dasselbe sein?« Ohne eine Antwort abzuwarten, hielt er mir seine Thermoskanne hin. Gerne nahm ich einen weiteren Becher seines köstlichen Tees. Was war das für ein Mann? Warum nur hatte ich so ein unglaubliches Gefühl der Vertrautheit und Zuneigung zu diesem Fremden?

Jedenfalls erzählte ich Albertí von meinem Versprechen, damals im Altenheim. Von meiner großen Angst, eine falsche Wahl zu treffen. Von meiner Sorge, mein Leben zu vergeuden. Es sprudelte nur so aus mir heraus, dass ich fast dachte, der Typ hätte mir Laberkräuter in den Tee getan. Albertí hörte mir zu, nickte gelegentlich, trank Tee und machte ab und zu »Ahja«, »Hmhm« oder sagte »Verstehe«.

Nachdem ich bestimmt fünfzehn Minuten vor mich hin gesprudelt hatte, folgte eine eigenartige Stille. Die Sonne erhob sich über den Horizont und hüllte alles in goldrotes Licht und wärmte uns sofort. Es roch nach Meer.

Albertí nickte, ohne etwas zu sagen, weiterhin die ganze Zeit mit dem Kopf und schaute mit mir in die aufgehende Sonne. Komischer Kauz, mag man denken. Aber hey: Ich

war auch komisch. Wir passten irgendwie zueinander. Da saßen wir – ein junger und ein alter Kauz mit Prinz Charles und schauten dem Gott des Lichtes zu, wie er unsere Atome zum Vibrieren brachte.

Schließlich blickte er auf seine Armbanduhr. Im nächsten Augenblick erhob er sich. »Hast du ein Navi?«, fragte er mich.

»Was bitte?!« Ich dachte, ich hätte mich verhört. Ich hatte ihm mein Herz ausgeschüttet und er fragte mich ... Was? – ob ich ein Navi hätte?

»Ja?!«

»Gut. Dann findest du mich, wenn du möchtest.« Er kramte in seiner Jacke, zog eine Visitenkarte hervor und hielt sie mir hin. »Du brauchst keine Vision«, sagte er und wedelte mit seiner Visitenkarte. »Es gibt eine Lösung für deine Probleme. Wenn du Lust hast, mir neunzig Minuten deiner Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken, werde ich heute Nachmittag zum Tee dein Mentor sein.« Wieder wedelte er mit der Visitenkarte. Ich nahm sie entgegen.

»16.30 Uhr zum Nachmittagstee. Mein Küchenengel Anni macht heute Apple Pie. Solltest du nicht verpassen.« Damit nahm er mir den inzwischen leeren Becher aus der Hand, verstaute alles in seinem Rucksack und blickte mich noch einmal an.

»Es würde mich wirklich freuen, dich wiederzusehen. Du brauchst keine Vision. Ich habe etwas Besseres für dich. Du brauchst eine Bedienungsanleitung für das Leben. Du musst dich nicht entscheiden. Du kannst deine tausend Träume alle umsetzen. Adresse ...«, er zeigte auf die Karte in meiner Hand, »... findest du dort.«

Mit diesen Worten drehte er sich um, pfiiff Prinz Charles, der gerade dabei war, eine imaginäre Maus auszubuddeln, und lief den Strand entlang. Ich schaute ihm verdutzt nach.

Mir kam diese ganze Szenerie damals irgendwie unglaublich vor. So surreal. Trotzdem, irgendwie mochte ich den Typen. Er strahlte etwas temperamentvoll Verschmitztes und gleichzeitig eine väterliche Ruhe aus. Außerdem sah er wie Albert Einstein aus. Wie sollte man den nicht mögen?

Erst jetzt fiel mir die Visitenkarte in meiner Hand ein. Einen Augenblick dachte ich, ich bin nicht ganz dicht im Kopf. Auf der Karte leuchtete mir ein Name entgegen. Ich war mir sicher, mich zu verlesen, und schüttelte meinen Kopf.

Dann schaute ich noch einmal genauer hin: ›Albert E.‹ stand da – und dann eine Adresse.

Ich blickte auf. Gegen das Licht der aufgehenden Sonne sah ich die sich entfernende Silhouette von Mister Albertí, wie sie Prinz Charles ein Stöckchen warf. Ich weiß, es klingt klischeehaft, aber ich stand auf und gab mir eine Ohrfeige. Doch auch nach der Ohrfeige (Aua!) hielt ich eine Visitenkarte in der Hand. Albert E. stand darauf. Wie Albert Einstein. Albertí war nichts anderes als Albert E., auf Englisch gesprochen. Es war kein Traum.

In meinem Gehirn lief ein Idiotenanalyse-Notprogramm durch. Womöglich war ich verrückt geworden? Nein, alle Gedanken waren ganz klar. Mein Magen rumorte. Es ging mir hervorragend. Besser als die ganzen zwölf Tage zuvor.

»Das ist ja wohl der hammerabgefahrendste Zufall aller Zeiten«, sagte ich laut zu mir selbst, kicherte und zog meine Klamotten für das morgendliche Bad im Meer aus.

Auf dem Weg ins Wasser musste ich laut lachen. Dass er mir mit meinen Problemen helfen konnte, hielt ich zwar für Angeberei. Das war mir an diesem Morgen allerdings erstaunlich egal. Ich fand es einfach nur cool, zum Tee bei

einem Typen eingeladen zu sein, der wie Albert Einstein aussah und Albert E. auf seiner Visitenkarte stehen hatte. Vielleicht war er ein Double für Spielfilme und hatte mit-hilfe der Chirurgie etwas nachgeholfen. Der Typ war cool.

Die Wellen der Nordsee umspülten meine Zehen. Ich empfand das Wasser an diesem Morgen fast als warm.

Normal war das alles nicht.